

Joe Chialo

A close-up portrait of Joe Chialo, a Black man with a shaved head, looking directly at the camera with a slight smile. He is wearing a dark blue collared shirt. The background is a soft, out-of-focus gradient of light blue and grey.

Der Kampf geht weiter

Mein Leben
zwischen
zwei Welten

MURMANN

Gedruckt auf Papier der
South African Pulp and Paper Industries

Der
Kampf
geht

JOE CHIALO

Mein Leben zwischen
zwei Welten

weiter

Inhalt

Intro 7

1.

Achtung! Achtung! 9

»Afrika braucht uns nicht, wir brauchen Afrika« – Rede 1

17

2.

**So ein Tag, so
wunderschön
wie heute! 27**

3.

**Brot, Bonanza und
»Zum Blauen Bock« 43**

»Das Beste kommt noch« – Rede 2

74

4.

**Deep Breath of
Fresh Air 83**

5.

Der »Drecksstift« wird erwachsen 103

»Wir müssen wieder richtig arbeiten« – Rede 3

119

6.

Der Türsteher wechselt die Branche 127

7.

I believe I can fly 135

»Glaube bedeutet Liebe und Hoffnung« – Rede 4

145

8.

Jetzt kannst du zeigen, was du draufhast 153

9.

Mein Kopf an der Laterne 173

»Resilienz und Sicherheit in Deutschland erhöhen« – Rede 5

185

10.

Warum der Kampf weitergehen muss 193

*Für meinen Vater Isaya Chialo,
für meinen Pater Karl Oerder*

INTRO

»Als es noch keine Landkarten gab, kannte die Welt keine Grenzen. Es waren die Landkarten, die ihr Gestalt verliehen und den Anschein erweckten, als handelte es sich um fest umrissene Gebiete, um etwas, das man besitzen konnte – und nicht um etwas, das in Schutt und Asche gelegt und geplündert werden konnte. Landkarten ließen Orte am Rande des Vorstellbaren fassbar und zugänglich werden. Und später, als es nötig wurde, wandelte sich die Geografie zur Biologie, mit der eine Rangordnung entworfen wurde, in die man die Menschen einordnen konnte, die in ihrer Abgeschlossenheit und Primitivität an anderen Orten auf dieser Landkarte lebten.«

Abdulrazak Gurnah, *Ferne Gestade*

© 2022 Penguin Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH.
Übersetzung: Thomas Brückner

Der Literaturnobelpreisträger Abdulrazak Gurnah wurde auf Sansibar, heute Tansania, geboren, lebt in Großbritannien. Ich entstamme einer tansanischen Diplomatenfamilie, kam in Bonn zur Welt und bin Deutscher.

Auf der inneren Landkarte von Menschen mit diesem Hintergrund haben sich für immer Wegmarken eingebrannt.

Der Sehnsuchtsgeruch nach roter Erde, Staub und Sonne, der sich nur in Ostafrika so tief ins Gedächtnis gräbt.

Der Kolonialismus und die Kämpfe um Selbstbestimmung, durch Generationen weitergetragen, fest verankert in der eigenen Identität.

Das Leben zwischen zwei Welten, zwei Heimaten, zwei Kontinenten. Ich bin ein Afropäer. Das sage ich mit Stolz. Denn ich habe

gelernt, was es heißt, beide Seelen zu einer zu machen. Kein leichter Weg – und er endet nie.

In diesem Buch erzähle ich die Geschichte dieses Wegs. Es ist die Geschichte eines schwarzen Klosterschülers, der als Crossover-Metal-Sänger Karriere machen will, schließlich Musikmanager und Mitglied des CDU-Bundesvorstands wird. Eingebettet in diese Story sind meine politischen Botschaften: als fiktive Reden, als Appelle, endlich zu handeln. Es muss sein – und zwar jetzt.

Mein Vater hat mir ins Stammbuch geschrieben: »A luta continua.«

Der Kampf geht weiter – der Schlachtruf der Freiheitskämpfer gegen die Herrschaft der Portugiesen in Mosambik. Aber er ist so viel mehr.

Heute ruft er dazu auf, alle Anstrengungen zu unternehmen, um gemeinsam und friedlich eine bessere Gesellschaft zu schaffen. Die Herausforderungen, vor denen die Welt steht, zwingen uns dazu. Zur ehrlichen und mutigen Auseinandersetzung mit neuen Wahrheiten. Zu einem Kampf, an dessen Ende Gerechtigkeit und Miteinander stehen und wir alle die Sieger sind.

- EINS -

Achtung!
Achtung!

**ANKUNFT IN KURZEN
HOSEN.**

**DER TOD MEINES
VATERS.**

EINTRITT IN DIE CDU.

Am 4. Januar 1979 kam ich auf dem Flughafen Köln/Bonn zum zweiten Mal zur Welt. Es war ein bitterkalter Tag und er beendete das Leben, wie meine Brüder und ich es bis dahin kannten. Die Sonne, die Weite, die Wärme, die Gerüche Afrikas – nur noch eine blasse Kopie in den Erinnerungen.

Der Winter in jenem Jahr war außergewöhnlich kalt und schneereich, noch heute wird er Jahrhundertwinter genannt. Damals versank Deutschland geradezu im Schnee. Im Norden waren Dörfer tagelang von der Außenwelt abgeschnitten. Im Rheinland türmten sich Schneeverwehungen so hoch, dass ich selbst auf Zehenspitzen nicht darüber hinwegsehen konnte, und tagsüber sanken die Temperaturen auf zweistellige Minuswerte. Es war spiegelglatt auf den Straßen. In vielen Wohnungen funktionierten die Heizungen nicht mehr, die Versorgung mit Lebensmitteln stockte, das öffentliche Leben lag brach.

Und in diesem Jahrhundertwinter begann mein zweites Leben.

Unser Vater sollte einen Posten als Botschaftsrat in Bonn, der damaligen Bundeshauptstadt, antreten, eine große Chance für ihn – und für uns der Start in einer neuen Heimat. Krasser hätte der Wechsel nicht sein können. Wir Kinder bibberten in unseren kurzen Hosen und dünnen T-Shirts und versuchten tapfer, die amüsierten Blicke der Menschen in den dicken Mänteln zu ignorieren. Wir kletterten am Gepäckband herum und bemühten uns, das Airport-Deutsch, das durch die Lautsprecher tönte, zu übersetzen. »Achtung! Achtung!« Dann wurde ein Name gerufen. Oder die Stimme sagte: »Bitte lassen Sie Ihr Gepäck nicht unbeaufsichtigt!« Das neue Land klang blechern.

LAND AUS SCHNEE UND EIS

In grünen Shorts standen mein Bruder Jerome, damals 9 Jahre alt, ich (8), George (5) und John (2) am Ausgang, während unser jüngster Bruder James, der erst drei Monate alt war, im Kinderwagen lag. Auf dem Weg nach draußen hielt meine Mutter mich fest an der Hand, mit der anderen schob sie den Kinderwagen, an den George sich ängstlich klammerte, während mein Vater die auf einem Gepäckwagen aufgetürmten Koffer vor sich herschob. Wir waren überwältigt. Auch unsere Eltern, die Deutschland kannten, schauten ungläubig.

Keiner von uns hatte jemals solche Schneemassen gesehen – von uns Kindern kannte überhaupt niemand Schnee. Das ganze Land schien weiß und kalt. Ein eisiger Kontrast zu den warmen Farben unserer Heimat. Als wir vor die Tür des Flughafens traten, stapften wir Jungs in unseren dünnen Schuhen im tiefen Schnee herum. Zum Glück wurden wir von Freunden meiner Eltern, die uns abholten, notdürftig in Decken gewickelt, bevor sie uns nach Bonn brachten. In die Hauptstadt, in ein Deutschland, das zu meinem werden sollte.

Mein Weg ist ein deutscher Lebenslauf, aber doch anders als bei den meisten 1970er-Jahrgängen.

»Der Kampf geht weiter« – dieser Satz hat eine viel tiefere Bedeutung für meinen Vater, meine Familie und für mich. »A luta continua« war in den 1960er-Jahren der Schlachtruf der Befreiungsfront Frente da Libertação de Moçambique im Süden Tansanias. Sie rief zum Kampf gegen die Kolonialherren aus Portugal auf. Die Bürger Mosambiks wollten die Unabhängigkeit, es folgte ein

erbitterter Kampf für die Freiheit. Mein Vater unterstützte – wie so viele in Tansania – diesen Kampf gegen die portugiesischen Unterdrücker im angrenzenden Mosambik.

DIE DÜRRE FAUST RECKEN

Ja, es ist auch eine alte Parole der Linken. Heute noch begegnen einem in Berlin Kämpen, weit jenseits der 70, die ihre dürre Faust hochrecken und verkünden, der Kampf gehe weiter: »Für Holger!«, »Für Rudi!«, für wen auch immer. Für meinen Vater war es aber mehr als nur ein Schlachtruf, es war sein Begleiter durchs Leben.

Am 26. September 2016 hörte ich diesen Satz von ihm zum letzten Mal. Es war unser letztes Telefonat.

Mein Vater litt im Alter an Diabetes, hatte sich aber mit der Krankheit gut arrangiert. Meine Eltern waren nach ihrer Zeit als Diplomaten, die sie nicht nur nach Deutschland und Schweden, sondern auch nach China und Japan geführt hatte, wieder nach Daressalam zurückgekehrt und lebten dort ihren Ruhestand. In jenem September 2016 wollte mein Vater wie jedes Jahr zum Grab seiner Mutter nach Nachingwea fahren, ganz im Süden Tansanias. Ein Ausflug in die alte Heimat. Dort angekommen, erlitt er nach dem Besuch an der Grabstätte einen massiven Zuckerschok.

Mein Bruder James, der bei ihm war, schaffte es, ihn in ein Krankenhaus in Mtwara zu bringen. Ich telefonierte ständig mit Tansania und sorgte mich still um meinen Vater, während sich die Welt um mich herum weiterdrehte.

Als ich ihn endlich persönlich am Krankenbett erreichte, war ich beruflich für einen Tag in München. In der Stadt dröhnte das

Oktoberfest. Wer mag feiern, wenn Tausende Kilometer entfernt das Leben am seidenen Faden hängt?

Er wollte nicht über seine gesundheitliche Situation sprechen, sondern sich und mich ablenken. Und gab sich alle Mühe, es wie ein normales Gespräch erscheinen zu lassen. Aber ich merkte, über diese Kilometer hinweg, wie viel Kraft es ihn kostete, ganz der Alte zu sein, stark zu sein. Das tat sehr weh.

Ich berichtete ihm von meinen Zukunftsplänen, wie ich mein eigenes Musiklabel ausbauen wollte, von meinen Verhandlungen mit Universal Music und dass ich Musik aus Afrika nach Europa bringen will. Wir haben immer viel über die Arbeit gesprochen, den klaren Blick meines Vaters hatte ich früh zu schätzen gelernt.

JAHR DER VERÄNDERUNGEN

2016 war bis dahin ein hektisches Jahr gewesen, ein merkwürdiges Jahr. Zu Beginn war ich in die CDU eingetreten. Eine Entscheidung, die viele verwunderte, sie sahen mich eher auf der anderen Seite des politischen Spektrums. Beruflich hatte ich wahn-sinnig viel um die Ohren. Und dann hatte ich einige Tage vor dem Telefonat mit meinem Vater ein Gespräch mit dem Europa-CEO und dem weltweiten Universal-Chef über ein Joint Venture, eine Riesenchance!

Als ich meinem Vater davon erzählte, sprudelte alles aus mir heraus, die Sätze überschlugen sich. »Komme bald nach Tansania. Ist viel gerade. Freue mich auf dich. Muss auch zur Ruhe kommen.« Er freue sich sehr darauf, mich wiederzusehen, sagte er. Das beruhigte mich ein wenig. Man sagt, dass es viele Freunde, aber

nur einen Vater gibt, und das stimmt, das ist mir damals schmerz-
lich bewusst geworden. Und während ich das schreibe, spüre ich,
wie ich ihn vermisse. Und höre wieder, wie er am Ende des Telefo-
nats mit brüchiger Stimme sagt:

»Joseph, a luta continua!«

Am nächsten Tag ist er gestorben.

Es waren die letzten Worte meines Vaters an mich. Das hat er
mir, das hat er uns hinterlassen, das ist sein Vermächtnis. Der
Kampf geht weiter. Das ist das, was vor allem anderen von ihm
bleibt. Für mich ist dieser Satz mein Leitmotiv geworden. Ich habe
ihn in den Ring eingraviert, den ich am Finger trage. Es ist mein
Ehering.

WIE EINE CHRISTIN HANDELN MUSS

In jenem Jahr bin ich vor allem aus Wertschätzung für die Politik
von Angela Merkel in die CDU eingetreten. Ihre Haltung gegen-
über flüchtenden Menschen aus Syrien, Afghanistan und den Län-
dern Afrikas hatte mich tief beeindruckt. Ihre bedingungslose Hilfe
für Menschen in Not.

Das war das »C«. Das war christlich. Sie handelte gegen unge-
mein viele Widerstände, auch innerhalb der eigenen Partei. Und
sie handelte so, wie eine Christin handeln muss: Liebe deinen
Nächsten! Hilf denen, die sich selbst nicht helfen können! Sei em-
pathisch! Ich dachte, in einer Partei, in der eine Vorsitzende sich
von der Humanität und ihrem christlichen Glauben leiten lässt, in
der es einen klaren moralischen Kompass gibt, will ich mich fest
engagieren.

Weil ich mein Leben hier aufgebaut habe. Weil ich Menschen getroffen habe, die zu Freunden, und manche, die zu Mentoren wurden. Weil mir Deutschland Türen geöffnet und meinen Horizont erweitert hat.

Weil ich – um einen alten Slogan meiner Partei aufzugreifen – in diesem Land gut und gerne lebe. Auch deshalb bin ich in der CDU.

MORGEN KANN ES RICHTIG WEHTUN

Mein Lebensweg ist anders als viele Lebensläufe meiner Generation. Doch wie stabil diese Lebensläufe bleiben, wie sehr wir uns auf das verlassen können, was Deutschland groß gemacht hat, wir wissen es nicht. Die vergangenen Jahre, mit Klimakrise, Pandemie, Krieg und dem Heraufziehen einer neuen Weltordnung, haben gezeigt: Was wir heute noch für undenkbar halten, kann morgen schon Realität sein. Morgen kann die Welt anders aussehen. Morgen kann es richtig wehtun – wenn wir uns nicht ändern.

»AFRIKA BRAUCHT UNS NICHT, WIR BRAUCHEN AFRIKA«

*Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Freunde,*

es galt immer, in großer Not zu helfen.
Und das war im Ansatz immer gut.

Entwicklungshilfe hatte immer die besten Absichten,
es ging darum, die finanzielle Not in Afrika zu lindern.
Doch die Entwicklungshilfe ist inzwischen zu einer
Industrie gewachsen.

Es sind viele, viele Organisationen, die das Beste wollen,
doch aufgrund von Ineffizienz und falschen
Voraussetzungen oft nicht das erreichen,
was sie erreichen wollen.

Aus meiner Sicht hat diese Entwicklungshilfeindustrie
immer auch etwas Abschätziges
gegenüber einem Kontinent,
der sich im Aufbruch befindet.

Ja, der Kontinent ist komplex – wie jeder Kontinent.
Es gibt Armut und Krieg, aber eben nicht nur.
Daher brauchen wir eigentlich etwas ganz anderes.

Deutschland sollte vor allem
die wirtschaftliche Zusammenarbeit
mit Afrika intensivieren –
und zwar partnerschaftlich.



Und deshalb müssen wir
die Entwicklungshilfe
in ihrer jetzigen Form abschaffen.
Sie ist teuer. Sie ist ineffizient.
Und sie erreicht nicht das,
was sie erreichen will.

Was wir brauchen, ist ein Perspektivwechsel.

Denn nicht Afrika braucht Europa.
Europa braucht Afrika.



Der afrikanische Kontinent ist jung,
das Durchschnittsalter liegt zwischen 20 und 25.
Die Bevölkerung wächst so schnell wie keine andere
auf der Welt.

Schon heute leben 1,4 Milliarden Menschen auf dem
Kontinent. 2030 könnten es 1,7 Milliarden sein.
Dann gäbe es mehr Afrikaner als Chinesen.

Nicht zuletzt erleben wir derzeit einen Bauboom.
Prognosen gehen davon aus,
dass in den nächsten zehn Jahren in Afrika mehr gebaut
wird als in den vergangenen hundert Jahren
in Europa.

Sechs der zehn am schnellsten wachsenden
Volkswirtschaften weltweit
befinden sich auf dem afrikanischen Kontinent –
und auch die Konsumausgaben steigen, derzeit
um fast vier Prozent.

Im Jahr 2021 waren es bereits über 1,93 Billionen Dollar.
Wir erleben eine enorme Dynamik,
ein neues Selbstbewusstsein – und eine Lust am Erfolg!